№ 41

Neue Gartenlaube.

1896



Beilage zum „Danziger Courier".

Die Glücklichmacherin.

Original-Roman
von Conr. Fischer-Sallstein. [2]

(Fortsetzung.)

„Sie haben recht, meine Freundin, sagte Leopold von Pyrk, einen so unerquicklichen Konflikt sollte man lieber nicht behandeln. Was nützt es, Wunden aufreißen und sie blutend der Gesellschaft zu zeigen, für die wir keine Mittel haben, sie zu heilen. Vielleicht ist es keine Lücke in der Gesetzgebung der Natur, daß ein Menschenherz in wahnsinniger Liebe zu einem andern entbrennen kann, ohne daß dieses andre Herz im stande ist, diese Liebe zu erwidern. Das tiefe Rechtsbewußtsein des Volkes hat es immer versucht, sich eine versöhnende Brücke über die Lücke zu schlagen und zwar mit dem Ausspruch: Liebe erzeugt Gegenliebe. Aber diese Behauptung ist nicht wahr!"

Fräulein Richardy saß bleich und regungslos wie ein Marmorbild. Sie hatte die Augen auf den Boden gerichtet und schien in einen Abgrund zu blicken.

Jetzt richtete sie sich auf.

„Sie haben recht, Herr von Pyrk, man sollte solche Wunden nicht bloßstellen, und sie dem Publikum nicht zeigen wollen; der Anblick ist zu trostlos — wehe dem, dem solche Wunden geschlagen werden, Wunden, für die es keinen Balsam giebt."

Sie verließ hier rasch die Vorlaube und schritt in wahrhaft majestätischer Haltung in das nahe Gesellschaftszimmer. Dort warf sie sich stumm auf ein Sofa nieder, drückte die Stirn in das Polster und begrub die schlanken Fingerspitzen in ihrem üppigen Haar.

II.

Eine Mietskutsche, ganz jenes allbekannte Gefährt, wie man es auf den Bahnhöfen aller Welt findet, welches sich immer wieder durch halblahme Gäule, durch seine mehr oder minder sachverständigen Kutscher auszeichnet, fuhr an der hohen Einfahrt der Villa des Grafen Pyrk vor.

Das große Thor wurde geöffnet und der Wagen fuhr polternd in den Hof hinein.

Drunten am Fuß der Freitreppe, die zu dem Erdgeschoß des prächtigen Villengebäudes mit seiner köstlichen Architektur emporführte, stand Fräulein Richardy. Sie trug eine tiefschwarze Robe und hielt in der Hand einen Fächer.



Ein merkwürdiges Grab.

Es war um die zehnte Morgenstunde. Das Fräulein schien von ihrem Spaziergang zurückzukehren. Etwas erstaunt sah sie auf die heranrollende Kutsche hin.

Hastig eilte ein Diener an ihr vorüber dem Wagen entgegen und dort angekommen öffnete er den Schlag.

Ein Windspiel stürzte sich aus dem Wagen hervor und flog wie ein Pfeil eine Strecke in den Hof hinein. Nun stieg mühsam, auf den Arm des Bedienten gestützt, eine ältere Dame aus dent Wagen. Sie trug einen gelben Shawl, der ihre ganze Gestalt bis zum Saum des Kleides herab verhüllte. Der Hut war bei dem Aussteigen etwas aus dem Gleichgewicht gekommen, der schwarze Schleier fiel ihr über die Schulter, als habe ihn der Wind zerzaust. Das Haar war schneeweiß und in jene Frisur gelegt, mit welcher die Schönheiten aus dem Zeitalter Ludwigs des vierzehnten sich auszeichneten. Zwei weiße, seidenweiche Locken fielen rechts und links an ihren Schläfen herab und verliehen dem bleichen Gesicht der Dame etwas ungemein Mildes und Sanftes.

Sie blickte nach der Freitreppe herüber, schien Fräulein Richardy sofort zu erkennen und streckte dieser jetzt verlangend beide Arme entgegen.

„Meine teuerste Richardy!"

Ein flüchtiges Erröten glitt über das Angesicht der Angerufenen; ein seltsames Zucken um ihren Mund konnte Unmut, aber auch eine plötzliche Erregung andeuten.

In würdevoller Haltung trat sie nun auf die alte Dame zu und küßte dieser die dargereichte Hand.

„Welch' eine Ueberraschung, Frau Gräfin Lomard! Willkommen am Rhein!"

„Nicht wahr, meine herzige Richardy, das ist ein Ueberfall, ein Abenteuer! — Ich fuhr aber ganz leidlich in diesem Mietswagen vom Gasthof bis hierher. — O, wie himmlisch ist es hier. Ich begreife nun, daß Sie sich nicht nach der Welt zurücksehnen,

wo man die Heldin so sehr bewundert. Wie geht es meinem Neffen, Fräulein Richardy?"

„Der Herr Graf befindet sich wohl."

„Der Glückliche, er hat einen Engel gefunden, welcher ihn an den Abgründen des Todes mit sicherer Hand vorüberführt. — Pfui, Diana, zurück!" rief sie hier dem Hunde zu, der sich auf dem Rasen wälzte — „indessen gilt mein Besuch vielmehr Ihnen, meine herzige Richardy, als dem Grafen. Seine letzten Briefe haben mich beunruhigt. Ich glaube, daß sein Leben jetzt an einem Wendepunkt angekommen ist. Finden Sie das nicht? — Mein Gott, wie reizend ist die blumige Umgebung des Wasserbeckens dort, dieses Springbrunnens! Welch' eine traute Bank in jenem poetischen Rosenwinkel! Man fühlt, daß ein begabter Dichter hier haust. Fräulein Richardy, ich habe eine Herzensbitte."

„Wie glücklich Sie mich machen, Frau Gräfin Lomard!"

„Ist das wahr? Ich habe einen ordentlichen Hang, Ihnen recht angenehm zu sein. Lieber Himmel, welchen Dank wir Ihnen alle schulden! — Wie gesagt, mein Besuch gilt hauptsächlich Ihnen, Fräulein Richardy, und wenn es thunlich und möglich wäre, meine herzige Richardy, dann könnte mein Erscheinen in diesem Paradies meinem Neffen, dem Grafen, ein Geheimnis bleiben. Aber das würde mir das Herz brechen."

Mit liebenswürdiger, beinahe schmeichelnder Lebhaftigkeit nahm die Gräfin den Arm Fräulein Richardys in den ihrigen und zog sie nach der blumenbekränzten Gartenbank vor dem Springbrunnen hin.

Sie rief dabei dem Diener zu, den Kutscher abzufertigen und versäumte es nicht, diesem zu dem besagten Zweck ihre Börse anzuvertrauen.

„Lassen Sie uns auf dieser Bank ein wenig ausruhen und plaudern. Ich bin nicht im geringsten durch die kleine Reise vom Gasthof bis hier ermüdet. Die Luft ist hier so weich, so zart, so aromatisch. Ich ließ meinen Diener und mein Fräulein im Gasthof zurück. Einen Augenblick, meine herzige Richardy —"

Sie wendete sich hier, ohne den Arm des Fräuleins loszulassen, nach dem Bedienten um. Dieser brachte die Börse zurück. Dann setzte sie sich mit der Dame ihres Herzens, denn das schien Fräulein Richardy in der That zu sein, auf die Gartenbank nieder.

„Es ist schon weit über zwei Jahre, daß wir nicht wieder auf einem so trauten Plätzchen beisammen saßen. Ich glaube, es war an einem himmlischen Herbstabend in Wildungen?"

„In Wiesbaden, Frau Gräfin," verbesserte Fräulein Richardy.

„Welch' ein Gedächtnis Sie haben! — Ganz recht in Wiesbaden. Mein Neffe Leopold, der Graf, konnte damals noch nicht seine Krücken benützen. Mein Gott, was er erduldet hat! Wie befindet er sich nun? — Ich vergaß ganz zu fragen, wie er sich befindet."

„Er ist wohl und heiter. Ich glaube, es wird sogar bald die Zeit kommen, wo er die Krücken von sich wirft, um sich frank und frei wie ehedem zu bewegen."

Die Gräfin schlang hier ihren Arm zärtlich um den Nacken des Fräuleins, beugte deren Haupt zu ihren Lippen hernieder und küßte sie auf die Stirn.

„Wie schön, wie groß ist das Wort, das Sie mir da in so unsagbar bescheidener Form sagen. Wenn dieser herrliche Tag kommen sollte, dann sind Sie die Schöpferin dieses Tages. Aber mir scheint es doch, als ob sich gerade mein Neffe, der Graf, am allerwenigsten auf diesen Tag freue. Aus seinen beiden letzten Briefen spricht eine unsagbare Schwermut. Eine gewisse Abneigung gegen Welt und Menschen, verwoben mit einem tiefen und geheimen Weh, schwebt zwischen den Zeilen. — O, meine teuerste, einzige Richardy, welche Sorgen, welche schlaflosen Nächte haben mir diese Briefe verursacht. Wir dürfen nicht vergessen, daß auf Leopold, dem Grafen, die ganzen Hoffnungen des alten Geschlechts ruhen. Er ist der Letzte und Einzige."

„Ich muß mich über Ihre Befürchtungen wundern, Frau Gräfin Lomard, nie war der Graf zuversichtlicher und heiterer als gerade jetzt."

„Wir täuschen uns hierin, wir täuschen uns. Es giebt kein verschlosseneres, geheimnisvolleres Ding als ein Mannesgemüt. — Männer begraben das tiefe Weh, das unstillbare Sehnen hinter den Felsen ihrer Brust. Eines Tages stürzen die Felsen in den Abgrund, welchen dieses geheime Weh gegraben, nach und es ist zu spät geworden. Sollte es denn wirklich Ihrem scharfen, geistreichen Auge entgangen sein, daß mein Neffe, der Graf, an einem geheimen Kummer leidet?"

„Ich muß gestehen, daß mir das entgangen ist."

Die Gräfin ergriff die schlanke, weiche Hand des Fräuleins und zog sie auf ihren Schoß herüber.

„Nun kommen wir auf den Punkt, der mich veranlaßte, Ihnen einen Besuch zu machen. Vielleicht erregt mein Erscheinen den Unmut meines Neffen, denn er hat sich ja ohne klare Gründe von sämtlichen Verwandten zurückgezogen — aber ich werde diesen Unmut über mich ergehen lassen müssen. Meine Sendung ist edel und heilig, sie rechtfertigt mein Erscheinen. Fräulein Richardy, sollten Sie wirklich auch nicht wenigstens etwas von dem süßen Geheimnis ergründet haben, welches das Herz meines Neffen bewegt?"

Ein tiefer Schatten lag jetzt auf der hohen Stirn der Angeredeten. Forschend ruhte ihr Auge im Angesicht der redseligen, ehrwürdigen alten Dame.

„Ich glaube nicht, daß es zu meinen Aufgaben gehören darf, solche Geheimnisse zu belauschen."

„Aber meine teuerste Richardy, wer hätte ein größeres Recht, nein, eine größere Verpflichtung hierzu als gerade Sie? Wie kann der Leib des Grafen so gesund werden, wie wir es alle wünschen, wenn sein Herz krank ist? Aber ich verstehe Sie, meine Teuerste, Ihr Zartgefühl — ist grenzenlos! Indessen ist es meine geheiligte Pflicht, Ihnen hier die Augen zu öffnen: Leopold von Pyrk leidet an einer heimlichen Liebe."

Eine Blutwelle drängte nach dem Haupt der Angeredeten empor und färbte dieses rot. Ihre Hand, die immer noch in der der Gräfin ruhte, zitterte. Sie hielt den Atem an. Sollte es möglich sein, daß sie die glückliche ist, der diese geheime Liebe gilt? Ihr Herz schlug bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit wie im Fieber.

„Ich bleibe nicht auf halbem Weg stehen, Fräulein Richardy, Sie sollen auch das süße Geheimnis erfahren: Leopold von Pyrk, mein Neffe, liebt die Bergoffsky!"

Wie ein Erschrecken zuckte es jetzt über das Angesicht des Fräuleins. Sie entzog der Gräfin ihre Hand.

Diese indessen, weit entfernt, in der Lebhaftigkeit, mit welcher sie ihrer Sendung ergeben war, die Gemütsbewegung des Fräulein Richardy auch nur zu ahnen, fuhr eifrig fort:

„Die junge Freiin Bergoffsky — die Bergoffskys sind in Böhmen und Ungarn reich begütert — war schon mit sechzehn Jahren eine unbegreifliche Schönheit. Der Graf lernte sie auf einem Ball im Palast des Fürsten Esterhazy kennen. Wenige Wochen später brach der Krieg aus und unser edler Leopold wurde so schwer verwundet. Doch was ist Ihnen, Fräulein Richardy?"

„O, nichts, Frau Gräfin Lomard! — Ich werde nur immer so sehr unruhig, wenn ich an die Schlachtfelder Böhmens zurückdenke."

„O, wie viel junges Blut ist dort geflossen! — Als an dem Aufkommen des schwerverwundeten Grafen gezweifelt wurde, weinte sich die Unglückliche die Augen rot. — Sie wollte sofort an das Krankenlager Leopolds eilen, aber wie konnte sie das bei ihrer großen Jugend?

Nun ist sie älter und vernünftiger geworden, ihre Schönheit rührend, unvergleichlich! — Die Liebenden, gestatten Sie mir, dieses süße Wort hier anzuwenden, haben sich seit jenem Ball im Hause des Fürsten Esterhazy nicht wieder gesehen. — Wie wunderbar, wenn sie sich jetzt wieder begegnen könnten!"

„Das wäre gewiß anziehend."

„Nicht wahr, Fräulein Richardy? — O, meine Teuerste, es wäre dies der schönste Tag meines Lebens. — Aber wie sollte eine solche Begegnung angebahnt werden können? Ich würde an einer solchen Möglichkeit verzweifeln müssen, wenn nicht Sie, Fräulein Richardy, der gütige Engel unsres Leopold, meine Hoffnungen belebte. Sagte ich Ihnen schon, daß Fräulein von Bergoffsky in unsrer Nähe weilt?"

„Nein, Frau Gräfin."

„Wie vergeßlich ich bin! — Aber ist es denn ein Wunder? — Herr im Himmel, wie leidend Sie aussehen, meine Einzige, Sie scheinen sich erkältet zu haben. — Um aber wieder auf unsern herzigen Unterhaltungsgegenstand zurückzukommen: Fräulein von Bergoffsky wohnt seit einigen Tagen ganz in unsrer Nähe, etwa zehn Minuten rheinabwärts, auf der Villa ihres Frankfurter Bankiers. — Natürlich hat sie keinen sehnlicheren Wunsch, als die berühmte Heldin der böhmischen Schlachtfelder kennen zu lernen. Vielleicht darf ich die Damen miteinander bekannt machen?"

„Ich würde mich sehr beehrt fühlen."

„Gut denn, meine teuerste Richardy, Sie werden mich heute oder morgen begleiten, alles übrige wird sich finden. Mein Neffe, der Graf muß eine Gattin nehmen. Im Schoße seiner Familie wird ihn das Gespenst der Schwermut fliehen, welches über ihn gekommen ist. — Fräulein Richardy, es ist nicht genug, daß Sie ihm das Leben aus tausend Gefahren gerettet haben, nein, Sie müssen ihn auch glücklich machen. Es ist Ihre Aufgabe, Ihr herrliches Werk dadurch zu krönen, daß Sie ihm eines Tages eine Braut entgegenführen und ihn lehren glücklich zu sein!"

In diesem Augenblick trat der Diener heran.

„Der Herr Graf läßt sich bei Fräulein Richardy erkundigen, welcher Besuch angekommen sei?"

Die Gräfin erhob sich.

„Ich bin in der That etwas in Verlegenheit, meine Freundin, Leopold könnte sich ungehalten zeigen. Es ist hart, sehr hart, daß er sich so ganz von seinen fürsorglichen Verwandten zurückgezogen hat.“

„Melden Sie bei dem Herrn Grafen die Frau Gräfin Lomard an.“

„O, Ihre Thatkraft erschreckt mich, aber ganz recht, man sollte versuchen, durch Thatkraft auf Männer Eindruck zu machen. Ohne Umwege gehen wir auf unser Ziel los, nicht wahr, Fräulein Richardy?“

Der Diener trat ab, um seinem Herrn die Mitteilung zu machen, daß eine Anverwandte — die Gräfin war die Tante Leopolds von Pyrk — angekommen sei.

Wie eine Bildsäule stand die hohe, schlanke Gestalt des Fräulein Richardy neben der Dame mit dem schneeweißen Haar, diese um Kopfeslänge überragend. Sie hatte die Lippen fest geschlossen, ihr bleiches Gesicht deutete mit keiner Linie den heißen Widerstreit in ihrer Brust an.

Mit unverwüstlicher Liebenswürdigkeit hing sich die Gräfin in den Arm der Schwerverletzten. Sie ahnte immer noch nicht, daß sie ihr Gift eingeflößt mit ihren Worten, daß sie ihr Feuer auf das ohnedies kranke Herz gelegt hatte.

Arm in Arm lustwandelten sie der Freitreppe zu und die alte Dame grüßte jede Blume, war liebenswürdig gegen jeden Schmetterling, der an ihrem Haupte vorübergaukelte.

Oben auf der Vorlaube öffnete sich die Thür zum Empfangszimmer und Graf Leopold von Pyrk, in einem Krankenwagen ruhend, wurde auf dieselbe hinausgefahren.

Ein seltsames Feuer leuchtete aus den Augen des Fräulein Richardy, als sie jetzt in das anziehende Gesicht des Grafen blickte.

„Wie wohl er ausschaut, mein Leopold, so urkräftig, so frisch dem Leben wiedergegeben —“

Die Gräfin hielt plötzlich in ihrem Jubel inne und flüsterte dem Fräulein zu: „Lassen Sie ihn um Gotteswillen nichts von unsrer Unterredung wissen, es muß im stillen sein Glück geschmiedet werden.“

Stumm nickte ihr die Angeredete zu.

So stiegen sie die Stufen der Vorlaube empor. Oben angekommen ließ die Gräfin den Arm des Fräuleins los und eilte auf ihren Neffen zu.

„Leopold, Himmel, Leopold, wie wohl Du bist!“ sie küßte ihm hierauf die Stirn, „ich habe den Bann gebrochen, mit dem Du Deine Anverwandten von Dir fern hieltest. Mich trieb die Sehnsucht, und mein Himmel, habe ich nicht auch Verpflichtungen gegen Dich?“

„Ich freue mich außerordentlich, teuerste Tante, daß Sie mich hier aufgesucht haben. So ernst war es ja mit diesem Bann nicht gemeint. Auch sind Sie wohler geworden, Tante Lomard; ich finde Sie frischer und lebhafter denn je.“

„Nicht wahr? Deine Tante hat sich aber auch prächtig gehalten, sie hat es sich angewöhnt, nicht alles abzustreifen, was an ihre einstige Jugend zurückerinnern könnte. Man wird nicht alt, wenn man nicht alt werden will. — Ich bleibe mit dem Glück der Jugend immer in Fühlung, ich gehe mit ihm Hand in Hand, und wenn ich auch das Glück nicht mit genießen kann, so kann ich doch dieses Glück gründen — helfen und mich daran erfreuen.“

„Sehr hübsch gesagt, teuerste Tante. Möge es Ihnen gelingen, recht vieles Glück zu gründen. Ich glaube, die Jugend ist stets dankbar. Auch giebt es nie Glückliche genug.“

„Auch für Dich wird endlich wieder die Stunde des Glücks schlagen, mein teuerster Leopold,“ gab die Gräfin zurück.

Der Graf lächelte.

„Wenn es nicht schlimmer kommt als jetzt, dann wüßte ich nicht, was ich noch zu wünschen hätte, um mein Glück vollständig zu machen. Ich genieße die Freundschaft Fräulein Richardys, habe meine Bücher und lebe in einem Paradiese, in welchem es keine Blume giebt, die mir nicht hold wäre. — Ich bin mit mir und der ganzen Welt zufrieden.“

„Du warst immer unerreichbar groß im entsagen. Du besitzt eine große und starke Seele. — Nun aber komme ich mit meinen Angelegenheiten. — Du lächelst, Leopold? Mein Himmel, war es denn nicht vorauszusehen, daß ich die Liebe und Güte meines Neffen mit Bitten bestürmen würde? Ist es denn überhaupt möglich, daß ein Menschenkind sich in dieses Paradies verirren kann, ohne den Wunsch zu haben, ein paar Tage hier leben zu dürfen?“

„Ein solcher Wunsch würde mich glücklich machen, teuerste Tante, verfügen Sie über mein Haus.“

„Leopold, Du gehst hier in Deinen Gerechtsamen offenbar zu weit. Ich muß mich zuerst mit Fräulein Richardy verständigt haben.

Meine einzige, herzige Richardy, würden Sie nicht der alten Dame ein Plätzchen im Hause gönnen? Ich komme als Bittstellerin zu Ihnen, ich wende mich an Ihr großes, edles Herz.“

„O, Frau Gräfin, wie sehr würde es mich beglücken, Ihnen den Aufenthalt auf der Villa so angenehm wie möglich zu machen.“

„Ich gebe mich ganz in Ihre Hände, Fräulein Richardy, selbst auf die Gefahr hin, daß mein Neffe einen gewissen Grad von Eifersucht empfinden sollte.“

Sie drückte dem Fräulein mit inniger Herzlichkeit die Hand.

(Forts. folgt)



Irene.

Wie glänzt Dein Aug', wie strahlt Dein Blick
In seiner ganzen Schöne;
Wie schmiegt sich Anmut wunderbar
Um Deine Stirn, Irene.

O, ahntest Du, wie ich mich stets
Nach Deinem Anblick sehne,
In Liebe wandelte sich bald
Dein kalter Stolz, Irene.

Schenk' mir Dein Herz für alle Zeit,
Damit mein Glück sich kröne.
Wie lieb' ich Dich, Du holdes Weib —
Wie schön bist Du, Irene!

C. Fritsche.

Zu unsern Bildern.

Ein merkwürdiges Grab (Seite 5). Auf dem Kirchhofe zu Hannover befindet sich ein Grabmal mit einfacher, aus soliden Hausteinen hergestellter Zarge und ebensolchem schweren Deckstein, auf welchem die Worte eingehauen sind: „Dies Grab soll nie geöffnet werden!“ Die Menschen haben diesen letzten Wunsch eines Verstorbenen geachtet, aber merkwürdigerweise ist durch ein seltsames Naturereignis das Grab doch geöffnet worden. Aus der Tiefe der Gruft ist ein Bäumlein emporgewachsen, hat sich gegen den mächtigen Deckquader gestemmt und denselben nach und nach beiseite geschoben. Das Bäumlein ist jetzt ein mächtiger Baum geworden, der mit seinen Aesten und Blättern das eigentümliche Grabmal überragt, und der sich weiter entwickelnde Stamm drängt den Deckstein immer mehr auf die Seite wie in trotziger Auflehnung gegen die mahnenden Worte des dort ruhenden Menschenkindes.

Ernst und Scherz.

Der Ochsenfrosch, der größte von allen Fröschen, lebt in Virginien, gewöhnlich paarweis in Quellen, steckt nur den Kopf aus dem Wasser und greift junge Wasservögel an. Sein Quaken gleicht dem Gebrüll eines Ochsen. Das Fortpflanzungsgeschäft beginnt, wenn der Frühling eingetreten; das Weibchen legt die Eier einfach im Wasser ab, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Schon am vierten Tage bewegt sich der Keimling, am Ende des fünften oder sechsten Tages platzt das Ei, und man sieht nun die Kaulquappen zitternd sich bewegen, bald darauf auch schwimmen. Das Wachstum der Larve schreitet sehr rasch vor. Bald sind die vier Beine vollkommen ausgebildet, nach vier Monaten ist die Verwandlung vollendet, und im fünften Jahr des Lebens hat der Frosch seine gewöhnliche Größe erlangt.

Ein gutes Gedächtnis. Als vor einiger Zeit in dem Kreisstädtchen Prüm (Eifel) ein altes, baufälliges Haus niedergerissen wurde, fand sich auch ein alter Tischlermeister von sechsundneunzig Jahren ein, um, wie er sagte, seinen Hammer zu holen, den er vor siebzig Jahren dort liegen gelassen habe. Da die Rede des alten Mannes von mehreren belächelt wurde, zeigte er auf eine alte Diele und erklärte, unter ihr müsse der Hammer stecken, den er einst selbst dort liegen gelassen habe. Als nach längerem Zögern die Diele aufgerissen wurde, zeigte sich wirklich der Hammer. Der Greis ergriff freudestrahlend sein altes, liebes Werkzeug, das er während der langen Zeit nicht vergessen hatte.

Handschuhsprache. In Pariser vornehmen Kreisen ist gegenwärtig eine neue Sprache beliebt, welche es Liebespaaren gestattet, sich insgeheim mit einander zu verständigen. Eine Bejahung drückt man in der Weise aus, daß man den linken Handschuh auf den rechten legt; will man „Nein“ sagen, faßt man beide Handschuh mit der linken Hand. Gleichgiltig bezeichnet das Zusammenfalten des linken Handschuhs. Ein Stelldichein verabredet man, indem man mit beiden Handschuhen den eigenen linken Arm schlägt. „Unwandelbare Liebe“ gesteht man, indem man die Handschuhe bedächtig in die Länge zieht. Die Stunde der Zusammenkunft macht man bekannt, indem man so lange die einzelnen Finger dehnt, bis die Ziffer da ist; den Zorn äußert man dadurch, daß man den linken Handschuh abzieht und ihn an der Rechten anzulegen versucht. Will man eine Warnung mitteilen oder droht Gefahr, so streift man den Handschuh ab und wendet ihn um.

Bissig. A.: „Sie sind im Frack?“ B. (Journalist, stolz): „Ich gehe zum Diplomatendiner!“ A.: „Nanu, wo haben Sie denn das Servieren gelernt?“

Aus dem sächsischen Räuberleben.



„Verzeihn Se gietigst, me'ne Herrschafden, wenn ich vielleicht schdeere! — Ich bin Se nehmlich ä Reiberhaubmann. Die Bisdöle is Se nehmlich geladen, aber wenn Se nich die große Giete und Freindlichkeit haben, mir Ihre Uhr nebst Kette und Ihr Bordmonneeche zu gäben, schieße ich Se nehmlich wirklich los.“

Was ein Häkchen u. s. w. Onkel: „Aber sag' mir einmal, warum gehst Du denn nicht in die Schule?“ Neffe (ein Knabe von acht Jahren): „Weil der Lehrer immer so kleine Zahlen an die Wandtafel schreibt, die man beinahe nicht lesen kann und ich möchte doch einmal Bankdirektor werden.“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer).

Mißverstanden. Alter Herr: „Dies ist Ihre Tochter, gnädige Frau? Unmöglich! Sie sehen ja aus wie Zwillingsschwestern!“ Mutter (geschmeichelt): „Ich versichere Sie, mein Herr, es ist meine Tochter.“

Studenten-Gedankensplitter. Reich ist, wer seine Schulden bezahlen kann; reicher, wer's trotzdem nicht thut.

Faustin I., oder Soulouque, der Kaiser von Haiti, welcher durch seinen übertriebenen Pomp und seine Nachahmung großer Männer ebenso lächerlich, wie durch seine Grausamkeit verhaßt geworden, konnte auch Gnade üben, wenn man es nur verstand, ihn auf die rechte Weise zu behandeln. Das erfuhr ein junger Franzose, der sich zur Teilnahme an einer Verschwörung gegen den Machthaber hatte verleiten lassen und entdeckt worden war. Soulouque hatte den Befehl gegeben, ihn augenblicklich zu erschießen, bewilligte ihm aber endlich auf sein Bitten noch vorher eine Audienz. „Sagen Sie, wie behandeln die europäischen Herrscher die Leute, die ihren Kaiser verraten?“ herrschte der Monarch den Unglücklichen wütend an. Dieser faßte sich rasch und erwiderte: „Ich will es Ihnen sagen! Die einen lassen sie richten und verurteilen; die andern — und das sind die größten — vergeben ihnen und versuchen es, den Schuldigen durch ihre Gnade an sich zu fesseln. Es giebt einen Kaiser, der sich dadurch unsterblich gemacht hat.“ — „Einen großen Kaiser?“ fragte Soulouque rasch. — „Ja, Sire, ein Kaiser, der seinem Jahrhundert seinen Namen gegeben hat.“ Und nun erzählte er die Geschichte von der Verschwörung Ciceros gegen Augustus und dessen Verzeihung mit etwas dramatischem Schwung, der ihm aus Corneilles Dichtung geläufig war. Soulouque hatte schweigend und nachdenklich zugehört. „Das ist schön! das ist groß!“ rief er dann aus, „so will auch ich es machen, daß man auch mich einen Augustes nenne!“ — Und die Eitelkeit des Mulattenkaisers rettete dem schlauen Franzosen auch wirklich das Leben.

Drei junge Maler rühmen sich ihrer der Natur abgelauschten Werke. „Ich“ — sagte der eine — „habe neulich eine Holzplatte so täuschend marmoriert, daß sie unterging, wenn man sie ins Wasser legte.“ — „Kleinigkeit! Wenn man bei meiner Schneelandschaft 'n Thermometer hinhängt, dann sinkt es mindestens auf Null!“ — „Das ist alles noch gar nichts! Mein Porträt vom Grafen K. ist so lebensvoll, daß ich es wöchentlich zweimal rasieren muß!“

In der Verlegenheit. Sonntagsreiter (der vom Pferde gefallen, zu einer vorübergehenden ihm bekannten Dame): „Hab' ich das Abgeworfenwerden nicht täuschend nachgemacht, Fräulein?“

Reim-Füllrätsel.

Nun kennst Du den Keim,
Dem die Zwietracht entsprossen,
Ob wie Honigseim
Auch die Reden geflossen! —
Nun trau're und klag' nicht
Auch forsche und frag' nicht
Umgeh' die Genossen,
∪ — nur — — ! —

Buchstaben-Rätsel.

Was die Künstler suchen zu erringen,
Kann kopflos als Lorbeer sie umschlingen,
Und raubt man das Haupt dann noch einmal,
Wird's ein winterlicher Freudensaal.

Wortspiel-Rätsel.

Einzahl: ein norddeutsches Eden.
Mehrzahl: ärgerlich für jeden.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Wortspielrätsels: **Mark**; der zweisilbigen Scharade: **Sinnbild.**

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann,** Berlin-Steglitz.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.